

Reyes, 21. Juni 2019

Liebe Freunde und Freundinnen! Liebe Bekannte! Liebe Verwandte! Liebe UnterstützerInnen!

Ein letzter Bericht zwischen den Rundbriefen liegt vor Euch. Bolivien war glücklicherweise nicht vom massiven Stromausfall in Südamerika betroffen, der Copa Americana – Fußball - interessiert mich nicht so sehr und wegen des Neujahrs der Aymaras und weiterer Völker bei uns ist schulfrei und ich habe wunderbar Zeit zu schreiben. - Dieser Bericht ist ein persönlicher Brief und ich bitte darum, ihn nicht weiterzugeben.

In der Schule war ich im Mai so ausgelastet wie noch nie: Ich unterrichtete zusätzlich zu den normalen Kursen auch noch ein Modul Englisch im Sekretärinnenkurs 1.Lernjahr. Jeden Abend wanderten um 21h 20 junge Frauen und eine Kollegin in meinen Fachraum und wiederholten bis 22h ihr Schulenglisch. Es ist – auch dank der Tatsache, dass ich ein „Nachtmensch“ bin und abends eigentlich eine ganz gute Tagesform habe - gut gelaufen, ebenso wie das Modul Massage mit dem ich jetzt insgesamt durch vier Kurse gewandert bin.

Meine drei eigenen Kurse (Englisch Erwachsene, Englisch Kinder, Schwimmkurs) liefen weiterhin kontinuierlich und ich sehe überall kleine Fortschritte.

Der Englischerwachsenenkurs ist nun nach dem ersten Semester als vollwertiger Kurs anerkannt worden. Denn ich durfte ebenfalls Noten einreichen und sieben Schüler*innen bekommen „Certificaciones“, also Zeugnisse.

Die Arbeitszeit im Mai war ein willkommener Ausgleich zu den vielen Leerlaufzeiten im Dezember.

Mit dem Direktor hatte ich mich einmal ausgesprochen, nachdem ich wieder wichtige Informationen nicht oder zu spät mitgeteilt bekommen hatte. (Ich sollte die Endnoten eines Kurses innerhalb eines halben Tages einreichen, an dem ich drei Kurse hintereinander zu unterrichten hatte.) Daraufhin lief der Informationsfluss zwei Wochen lang sehr gut.

Danach trat wieder Normalzustand ein, z.B. : Am Abend vor einer Gesamtlehrerkonferenz an einem Samstag erfuhr ich um 20:30, dass ich am nächsten Morgen um 8h anzutreten habe.

Ausnahmsweise hatte ich um 8h15 bereits einen Termin.... Wie ärgerlich! - Ich entschuldigte mich also höflich und es machte dann überhaupt nichts aus, dass ich zwei Stunden zu spät kam.

Im Privaten bereicherten einige Höhepunkte und Besonderheiten den Alltag im Mai:

Zum einen konnte ich in der Jungschar ein wenig mithelfen und wir hatten eine gute Zeit mit Geschichten und Spielen zu biblischen Erzählungen zwischen Ostern und Pfingsten. (Foto 1: nach dem „Besenspiel“)

Zum anderen ging ich an einem Samstag im Besuchsdienst für die Untersuchungsgefangenen mit. Diese Zeit in der Polizeistation Reyes brachte ernüchternde Eindrücke des so traulich wirkenden Städtchens und ich werde nie den Anblick der Frau vergessen, die seit zwei Jahren auf ihren Prozess wartet. - Die meisten der zehn Untersuchungsgefangenen sitzen wegen Verdacht auf Drogenkriminalität oder Gewaltdelikte ein. - Die beiden Frauen des Besuchsdienstes hielten eine Bibelarbeit zum biblischen Buch der Offenbarung. Wir sangen einige Lieder. Danach wurde mitgebrachtes Essen verteilt. - Alle Männer und eine Frau stürzten sich förmlich auf dieses Essen. Ich erfuhr hinterher, dass das Essen im Gefängnis nie ausreichend sei.

Eine Bronchitis legte meinen Tatendrang für zwei Wochen aufs Eis. Wahrscheinlich hatte ich mich irgendwo zu lange in der direkten Nähe eines Ventilators aufgehalten. So musste ich nun auch die Bekanntschaft eines Arztes im Krankenhaus machen und bekam zweimal Antibiotikum gespritzt. Die Krankheit war wie eine Krise. Diese kleine und eigentlich – nachdem erkannt - harmlose Bronchitis warf mich um Monate zurück, was meine „Integration“ anbelangt. Die Eintönigkeit war massiv. Heimweh kam auf, das Fremdheitsgefühl war bedrückend, die Sprachfähigkeit im Spanischen holpriger und in Alpträumen erlebte ich Situationen noch einmal durch, in denen meine Kinder mal in Gefahr waren. - Gut war, dass ich nicht krankgeschrieben wurde. Hier im Land schleppen sich die Arbeitnehmer*innen auch mit noch stärkeren Krankheiten zur Arbeitsstelle. Das Unterrichten war zwar anstrengend und im Schwimmkurs konnte ich ausnahmsweise nicht mit ins

Wasser springen, aber so hatte ich doch ein wenig Ablenkung. - Sehr dankbar war ich, dass Misael, der Hausmeister, sich in meiner Krankheit täglich erkundigte, wie's mir gehe.

Bei einem „Festival der Tänze“ des größten Gymnasiums vor Ort kannte ich dieses Mal bereits aus fast jeder Jahrgangsstufe einige Schüler*innen mit Namen. Ich war von zwei Schülerinnen herzlich privat angesprochen und dazu eingeladen worden. (Foto 2: eine Klasse nach ihrem Tanz, links im blauen Kleid steht Mel, eine meiner Schülerinnen aus dem Schwimmkurs)

Nachtragen möchte ich die Erinnerung an einen wunderschönen Ausflug mit Frauen aus dem Frauenkreis an die Lagune Copaiba im April. Diese Lagune ist ein Naherholungsziel für die Reyesaner*innen. Wir sechs fuhren auf drei Motos 12km durch die Pampa aus Reyes hinaus und genossen am Ufer des Sees erstmal ein wunderbares Picknick mit Kuchen, Chicha und frischem Orangensaft. (Foto3: mit Rosa, auf dem zweiten Moto Gabi mit ihrer Tochter Eipril) Dann hüpfen wir ins Wasser. Wir waren fast zwei Stunden lang drin und konnten gar nicht genug bekommen. (Foto 4 von rechts nach links neben mir: Rosa, Eipril, Gabi, Marlin). Auf dem Rückweg nahm mich wieder Rosa auf ihrem Motorrad mit. Ich erfuhr, dass es gar nicht ihres sei, sondern das Moto der Gemeinde, das immer in der Kirche stehe. Es wäre viel stärker und größer als ihr eigenes und sie als Frau des Pfarrers dürfe es fahren. Marlin benutze ihres, weil dieses wiederum stärker und größer als ihr eigenes sei... Nur einmal schlitterten wir gefährlich durch eine Pfütze und Rosa brachte das Gefährt erst im Gras an der Seite wieder zum stehen. Aber ganz wohl war's mir auf den Fahrten so ohne Helm ehrlich gesagt nicht.

Oft sitze ich jetzt in meiner freien Zeit bei Nohemy an ihrem Stand vor ihrer Haustür. Dort können Leute vom Moto aus ihre Handys von ihr aufladen lassen. Ihre Mutter Zuleyma kommt auch oft auf einen Plausch heraus. (Foto 5) Sie ist leider zur Zeit krank.

Mit dem Einbruch des Winters hier tauchte ein unerwartetes Problem auf: auch in Reyes kann es „kalt“ werden. Bei einer Temperatur von 15°C und heftigem Wind würde ich in der BRD die Fenster nur kurz zum Lüften aufmachen.... Hier gibt es keine Fensterscheiben zu schließen und ich saß einige Tage zum Arbeiten mit Winterjacke im Bett wie der Poet auf Carl Spitzwegs Gemälde.

Für die erste Juniwoche hatte ich Urlaub genommen und wollte einschließlich des Wochenendes davor und danach auf Reisen gehen. Ein Bild, das in jedem guten Geschichtsbuch im Kapitel Kolonialzeit abgebildet ist, hatte in mir schon in der Vorbereitungszeit für dieses Jahr in Bolivien den Wunsch geweckt, die Stadt Potosí zu besuchen. Das Bild gibt einen Eindruck des Silberabbaus im Berg von Potosí in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wieder: abgemergelte Gestalten schufteten leichtbekleidet unter Tage und bearbeiten die Wände oder klettern die Leiter in dem - mehrere Stockwerke innerhalb der Mine zeigenden - Bild auf und ab. Es ist eines der Bilder, die nicht aus dem Kopf gehen. - Als ich beim Zwischenseminar Leonie F. kennenlernte, die eine Freiwilligenstelle in Potosí hat, vereinbarten wir, dass wir uns gegenseitig besuchen. - Gleichzeitig wollte ich in diesem Kurzurlaub Tiwanaku mit den Ruinen einer Siedlung und Tempelstätten der berühmten Kultur vor den Inkas mit dem gleichen Namen wie die Stätte kennenlernen. - Um nach Potosí und Tiwanaku zu gelangen, muss ich über La Paz/El Alto fahren. Ich nahm mir vor, diesmal mit dem Fernbus zu fahren und die berühmte Straße die Anden hoch kennenzulernen. Schließlich ist keine Regenzeit mehr und so bestand kein Bedarf mehr, mit dem Flugzeug zu reisen. Bis nach La Paz/El Alto sind es auf dem Landweg 10-18h. Die so unterschiedlichen Angaben wunderten mich zunächst. - Der Bus fährt täglich von Reyes aus und über Nacht.

Doch je näher die Fahrt kam, desto mehr sträubte sich etwas in mir dagegen: nicht nur, dass gerade alles an meinen Einsatzort so gut lief und ich rundum zufrieden lebte und das Leben genoss, ich hatte auch Angst vor den Strapazen der Reise, dachte an die vielen Unfälle, die mit Fernbussen sich ereignen und fürchtete die Kälte in den Anden. - Es half die Tatsache, dass ich mich freute, Leonie in Potosí und Eva P., die Gastgeberin in El Alto wiederzusehen, eventuell ja auch ein oder zwei meiner Eirenemtfreiwilligen und dass ich ja bereits Urlaubstage genommen hatte. Und die Vorfreude und Neugier auf die Reiseziele. Und so krümmte ich mich also am 1. Juni um 17h das erste Mal in einen Bussitz für viele Stunden. - Nach einer leidlich gut verbrachten Nacht mit etwas Schlaf waren dann die unterschiedlichen Zeitangaben klar: unser Bus hatte bereits nach einer dreiviertel Stunde Fahrt einen einstündigen Aufenthalt in der Nachbarstadt Rurrenabaque. Mitten in

der Nacht dann noch einmal einen langen Aufenthalt am Rande der Yungas, kurz bevor es dann ins Gebirge und die Kälte hochging. 10 Stunden fährt ein Taxi, das dann aber auch entsprechend dreimal mehr kostet.

Der Busfahrer fuhr einen interessanten Stil: er überholte grundsätzlich alles, was vor ihm an Fahrzeugen auf „seiner“ Spur auftauchte und etwas langsamer war. Dabei wartete er aber keineswegs freie Sicht ab, sondern nutzte bevorzugt Rechtskurven. Ich konnte es mehrfach gut beobachten, denn in meiner Wagemutigkeit hatte ich einen Platz oben direkt hinter der Windschutzscheibe rausgesucht. - Die Sicht war spektakulär und meistens toll.

Am Terminal im Stadtteil Villa Fatima von La Paz am nächsten Morgen um 7h angekommen, begann das Frieren. Ich habe in meinem Leben noch nie so gefroren wie in dieser Woche.

Ich fuhr mit dem Taxi quer durch die Stadt zum Terminal der Busse in die andere Richtung aus La Paz raus, kaufte mein Busticket für die Nacht und gab meinen schweren großen Rucksack ab. Dann begann ein wunderschöner Tag ganz ohne Sorgen und Höhenkrankheit. Ich fuhr eine neue Seilbahnlinie – die silberne – mit traumhaftem Blick über Teile von La Paz und El Alto. Eva P. holte mich mit dem Auto an der Seilbahnstation ab. Auf dem Weg zu ihrem Haus schaute wir nach ihrem jüngsten Sohn, der bei seinem Cousin übernachtet hatte. So kam ich zum ersten Mal dazu, eine ganz normale Wohnung hinter einem Innenhof von El Alto anzusehen. Ich war beeindruckt. Die schönen Holzmöbel gefielen mir sehr gut. - Nach einem gemütlichen Frühstück und der Abgabe von ein paar Büchern, die Eva schon mal auf ihrem Heimaturlaub mit in die Bundesrepublik nehmen wollte, machte ich mich gemütlich auf die Fahrt durch El Alto zu Eva H., der Mitfreiwilligen.

Auf dem Weg dorthin fühlte ich mich ein Stück weit fast wieder wie „zu Hause“. - Ich schlenderte über den bekannten Markt, kaufte Wolle und machte mich auf ins „Haus Mercario“ in dem ich während des Sprachkurses und während desurlaubes mit Albrecht gewohnt hatte. - Bei Eva H. gab's dann nicht nur sehr viele interessante Neuigkeiten, sondern auch traurige: Herr Mercario, der freundliche Mann, der immer im ersten Teil des Hauses am Tisch im Rollstuhl gesessen hatte, war gestorben. Wir schwätzten und schwätzten und es gab einen tollen Gaumenschmaus: Pumpernickelbrot! Ich konnte gar nicht genug davon bekommen. - Nachts ging die „nur“ neunstündige Fahrt nach Potosí auch wieder gut. Ich froh dank meines warmen Schlafsackes aus Australien nicht zu sehr. Das Problem war nur: ich kam viel zu früh in Potosí an. Schon um 5h. Also band ich alle Gepäckstücke zusammen und an mich an und schlief wie viele andere auch, noch eine gute Weile auf einer Bank in der Terminalhalle. Dann fuhr ich mit dem Taxi zu Leonie und wir frühstückten erstmal gemütlich. - Leonie lebt auch wie ich direkt auf einem Schulgelände. Sie ist im Colegio Copacabana, das von einem katholischen Orden geleitet wird, eingesetzt. Sie assistiert in einer Kindergartengruppe, macht Verwaltungsaufgaben im Sekretariat und ist für die Bibliothek zuständig. In ihrer gemütlichen Küche bei einem heißen Teller Suppe oder auch einem Stück selbstgemachten Apfelkuchen und in einem wunderbaren Restaurant in der nahegelegenen Innenstadt mit leckerem vegetarischem Essen unterhielten wir uns stundenlang.

Tagsüber musste sie arbeiten und ich streifte durch die Stadt. - Potosí ist faszinierend: auf den zwei hellen schönen Plätzen auf denen sogar ein paar Pflanzen und Bäume wachsen, war immer etwas los. Ich sah: Demonstrationen gegen Arbeitslosigkeit, einen Gottesdienst der Heilsarmisten und eine Zeremonie für Pachamama – Mutter Erde - am Tag der Umwelt. Die Stadt, die ca. 4000m hoch gelegen ist, ist eine typische Kolonialstadt. Es sind sehr viele bunte Häuser mit Erkern aus dem 17. und 18.Jhdt. erhalten, die Straßen haben Kopfsteinpflaster, Repräsentivbauten sind im Renaissancestil erbaut und die Hauptkathedrale erstrahlt mit viel Gold und Silber im Spätbarock. Es gibt 28 Kirchen, teilweise mit Klöster. Zentral gelegen ist die „Casa de la Moneda“, das „Haus des Geldes“, das einen ganzen Quadranten Fläche einnimmt. Im Museum dort werden in mehreren Ausstellungen Kunstwerke gezeigt und die Geschichte des Geldes und Reichtums von Potosí. In Potosí wurde die erste Silbermünze der Welt geprägt.

Von all den Kunstwerken blieb mir am eindrucklichsten in Erinnerung, dass der Silberberg in Form der Jungfrau Marias dargestellt wurde. Ihr Körper ist ein Kegel, auf dem Gewand sind Szenen aus dem Inneren des Berges und aus dem Handel mit Silber dargestellt. Dazu viele Pflanzen und Tiere.

Ohne manch christliche Symbole auf dem Bild könnte der Gedanke aufkommen, dass hier Pachamama bzw. Mutter Erde dargestellt ist und tatsächlich lassen manche KunsthistorikerInnen die Interpretation zu, dass es hier zu einer Verschmelzung der beiden Glaubensvorstellungen gekommen war.

Der absolute Höhepunkt des Aufenthaltes in Potosí war aber eindeutig der Besuch auf dem Silberberg, dem „Cerro rico“, dem „reichen Berg“, der die Stadt überragt und prägt. Sein Silber machte die Stadt im 17. Jahrhundert zur reichsten und größten Stadt der Welt. Nachts leuchten viele Lichter auf ihm wie eine Lichterkette und er wirkt fast heimelig romantisch. Aber tagsüber konnte ich die vielen Eingangsschächte mit Lastwagen davor sehen. Dies, die Kargheit des Berges und auch die vielen Denkmäler in der Stadt für die Minenarbeiter ernüchtern den Eindruck über den Berg schnell.

- Ich suchte nach einer Führung, die nicht in eine Mine hineingeht, sondern bei der ich von außen viel erklärt bekommen kann. Einerseits traute ich mir das Herumklettern auf wackeligen Leitern mit Lampe an der Stirn im gefährlichen Umfeld und giftiger Verschmutzung der Luft nicht zu.

Andererseits fand ich es eine schreckliche Vorstellung, neben den schwer schuftenden Minenarbeitern zu stehen und als Touristin zu stören. Es ist noch kein stillgelegter Schacht zum Touristenmuseum ausgebaut worden, obwohl die Pläne dafür bereits vorhanden sind. - Ein ehemaliger Minenarbeiter, Julio, der sich in der Zwischenzeit um die Kinder in seiner ehemaligen Genossenschaft kümmert, eine Bar betreibt und Touristen herumführt, zeigte einen halben Tag lang einem österreichischem Paar und mir den Alltag der Minenarbeiter. Zuerst hielten wir am Fuße des Berges an und besuchten den Markt der Minenarbeiter. In einer großen Halle gibt es Essen für die Arbeiter, in den anliegenden Geschäften und auf der Straße Cocablätter und Dynamit zu kaufen. Keiner geht ohne einen Beutel Cocablätter unter Tage, denn das Kauen des Coca gibt Kraft und Ausdauer. Und natürlich gibt es auch was der Mensch sonst noch so braucht, um einen Arbeitstag gut zu überstehen, wie z.B. viele Zigaretten. - Wir kauften Cocablätter und Getränke als Geschenke für die Arbeiter, die mit uns sprechen würden. - Dann ging es den Berg hinauf. - Vor einem großen stillstehenden Fabrikgelände am Berg erfuhren wir: das sind Reste des staatlichen Unternehmens. Früher, ab 1952, war der Abbau nur staatlich. Es gab Subventionen für Wohnung und Bildung der Kinder. Bis Anfang der 80er Jahre eine Wirtschaftskrise kam und sich der bei IWF und der Weltbank hochverschuldete Staat Bolivien das Unternehmen nicht mehr leisten konnte. Auf einmal wurden über 10.000 Menschen arbeitslos. Über 40 verschiedene Genossenschaften haben heutzutage Schürfrechte am Berg.

Heute werden vor allem folgende Erze abgebaut: Silber, Zink, Zinn und Kupfer. Dabei haben alle Genossenschaften ihre eigenen Schächte. Keiner darf im Schacht einer anderen Genossenschaft arbeiten. Wenn die Tunnel gefährlich nahe aufeinander zu gegraben werden, gibt es schon auch manchmal Streitereien um das Gelände unter Tage. - Die Minenarbeiter fahren mit Loren auf Schienen unermüdlich hinein, bekreuzigen sich am Tunneleingang, fahren Gestein heraus, kippen alles auf einen bestimmten abgegrenzten Bereich an einem Hang und säubern die Lore. Dann geht es wieder von vorne los. Wenn der Bereich voll ist, wird alles auf einen Lastwagen geschaufelt und ein Genossenschafter fährt mit in die Raffinerie. Dort wird gesichtet, wieviel Erze enthalten sind und welche und Geld ausbezahlt. Das wird dann unter die Arbeiter aufgeteilt. - Während das Ergebnis aus der Raffinerie abgewartet wird, geht eine Gruppe Frauen, die vorher mit dem Rücken an die Wand der Umkleieräume gelehnt in der Sonne saßen und Handarbeit gemacht hatten, auf den Abhang und kehrt noch einmal alles ganz fein ab. Oft kommt es vor, dass noch ein erzhaltiges Steinchen hängen geblieben ist. Die Fundstücke gehören dann den Frauen. - Die gefährlichste Arbeit ist die des Bohrers. Wer den ganzen Tag die schwere Bohrmaschine unter Tag bedient, nimmt oft gesundheitliche Schäden mit aus dem Berg heraus. - Die ganze Zeit über fragte ich mich, wie denn gewährleistet wird, dass kein Tunnel oder Abwasserkanal einmal auf den darunterliegenden abstürzt, denn der ganze Berg ist wie ein durchlöcherter Käse. - Auf dem Genossenschaftshaus war ein Plakat mit einer Einladung zu einem Gottesdienst zu sehen. Julio erklärte uns, dass dies ein Trauergottesdienst für einen kürzlich im Schacht ums Leben gekommenen Genossen von ihnen sei. Deswegen würden auch alle so bedrückt aussehen und deshalb könnten wir heute leider kein Gespräch mit ihnen führen. So gaben wir unsere Geschenke

ab und Julio fuhr mit Erklärungen fort. Wir sahen in den niedrigen Schacht hinein und konnten uns nun vorstellen, weshalb die herauskommenden Arbeiter sich erst einmal reckten und streckten. Immer einer zieht die Lore an einem Seil, ein anderer schiebt. - Es blieb der Eindruck von einer unheimlich harten Arbeitswelt. Die Sicherheitsbedingungen und die Umweltbedingungen sind katastrophal und es wundert mich nicht, dass die durchschnittliche Lebenserwartung eines Minenarbeiters bei nur 52 Jahren liegt.

Auf meine Frage hin, ob denn in den umliegenden Bergen nicht auch noch jede Menge Erze vorhanden sei, meinte Julio, ja sicher, doch die indigenen Völker weigern sich den Umwandlungsprozess mitzumachen, der unweigerlich tiefgreifende Änderungen für ihr Leben und ihre natürliche Umgebung bedeuten würde.

Am Abend des zweitletzten Tages feierten Leonie und ich den „Tag des Lehrers“ in ihrem Colegio mit. Wir tanzten mit dem Kollegium im Lehrerzimmer und ich war richtig froh, auch mit dabei sein zu dürfen. Schließlich hatte ich es schon etwas schade gefunden, dass ich an diesem wichtigen Tag nicht in meiner Schule sein und mit meinen Kolleg*innen feiern konnte.

Der nächste Tag war im Colegio Copacabana schulfrei. Leonie und ich wurden von den drei Schwestern der Schulleitung eingeladen, mit ihnen in ein Thermalbad mit Vulkanquellenwasser zu fahren. Zuerst wurde am Stadtausgang die Gebühr für die Straßenbenutzung gezahlt, dann kurz danach die Strafe für's nicht Angeschnalltsein.

Nachdem wir in gebührender Entfernung von der Stadt auf der Landstraße waren, wurde im Auto Andacht gehalten. Die Fahrt ging durch eine äußerst karge Landschaft. Kaum Bäume, nur Schafe, Ginster, mal ein Kartoffelfeld. Ich frage, von was die Menschen hier denn leben würden und erfuhr, dass die Provinz Chochabamba, in der unser Zwischenseminar stattgefunden hatte, die Kornkammer für Potosí sein würde. Alles an Früchten und Gemüse müsste angeliefert werden. Eine Schwester wusch nach der Ankunft erstmal im vulkanheißen Wasser ihre Wäsche durch, wir andern tümmelten uns bereits im Schwimmbecken und in der Sauna. Ich fiel etwas auf, weil ich mich immer zwischen den verschiedenen Gängen im Heißen mit dem eiskalten Wasser aus einem Gartenschlauch abspritzte und dann auch noch versuchte, Bahnen im Becken zu schwimmen. Die Schwestern, Leonie und ich hatten viel Spaß. Mit anderen spielten wir Volleyball im Wasser. Gut gesaut und erholt sahen wir uns die schwefelig riechende Quelle an, deren Wasser so heiß an die Oberfläche kommt, dass Menschen sogar Eier darin kochen. Danach wurde auf der Ladefläche des Jeeps mit Essen von einem Stand und mitgebrachtem Kaffee gevespert.

Die Schwestern kommentierten auf der Rückfahrt vom Auto aus die Länge der Schulwege der Kinder, wenn wir Schulkinder in Uniformen trafen und bedauerten die Kinder. Drei ärmlich gekleideten Kindern, die in eine Gasse abbogen, lief eine Schwester hinterher und schenkte ihnen eine ganze Tüte mit Kuchenresten vom Fest am Abend vorher.

Als wir in die Nähe der Stadt kamen, fuhr die Schwester hinterm Steuerrad an den Straßenrand, hielt an und meinte: „wir haben da vorne einen gewissen Freund“ und so schnallten sich die beiden vorne sitzenden Frauen an.

Mittags besichtigten Leonie und ich das Kloster St. Francisco. Auch hier gehörte der Gang über das Dach an den Glocken vorbei und auf die Kuppel zum Programm dazu. Ich hatte das in Bolivien schon mehrfach erlebt und es ist jedesmal ein Abenteuer, da die Wege nicht unbedingt sehr gesichert sind. Der Blick auf die Stadt war umwerfend.

Wieder in Leonies Schule angekommen, schlug ich vor, meine Fotos, die ich bisher in diesem Urlaub gemacht hatte, auf ihren Laptop zu übertragen. Zum einen, damit sie die Bilder auch hätte, zum anderen, damit sie gesichert wären, falls was mit meiner Kamera passieren würde. Das hatte ich noch nie in meinem Leben gemacht.

Dann fuhr ich gegen 20h – wieder mit einem anderen und späteren Bus als ausgemacht, nach La Paz ab.

Am nächsten Morgen war ich wieder zu früh im Terminal der Busse. Ich fühlte mich schon etwas routinierter, schlief wieder mit aneinandergeketteten Gepäckstücken eine Runde auf einer Bank, und frühstückte gemütlich im Schlafsack eingewickelt an einem Kiosk.

Als ich danach meine Habseligkeiten auf einer fast leeren Bank ausbreitete und den Schlafsack in den großen Rucksack verstaute, war ich nur voll auf diesen konzentriert. Dies nutzte ein Dieb, der sich mit auf die Bank gesetzt hatte, und stahl den Tagesrucksack. - Ich bemerkte etwas Seltsames, mir fuhr es durch Mark und Bein, ich suchte die Bank ab und dachte zuerst, der Rucksack wäre heruntergefallen, dann rief ich „mein Rucksack, mein Rucksack!“, gab meinen großen Rucksack schnell den Leuten an dem Tisch, an dem ich gefrühstückt hatte und lief in die große Halle, um nach dem Dieb zu suchen. - Er war aber in die andere Richtung verschwunden. Ca. 40m von mir entfernt, drehte er sich noch nach mir um, als ich das Fehlen bemerkte und ging schnell, aber nicht panisch weiter. Das weiß ich von Videoaufnahmen von zwei Kameras, die ich 3 ½ Stunden später nach einer Odyssee durch 4 Stationen der Polizei quer durch LA Paz, darunter mit zwei Fahrten im Polizeiauto, schließlich wiederum in der Polizeistation im Terminal angesehen habe. - Nachdem ich um 11h von der Polizei entlassen worden war, ergab sich dann auch das restliche Tagesprogramm von alleine: Deutsches Konsulat zum Beantragen eines neuen Reisepasses, Wiedereinkaufen einiger wichtigen Dinge, die geklaut worden waren, wie Zahnbürste, Sonnenmilch, Kopfbedeckung, Tagesrucksack, Ticket für Tiwanakutour am nächsten Tag besorgen, Besprechung mit Reiner, dem Eirenemitarbeiter, der auch für die Freiwilligen verantwortlich ist.

Es war sehr schön, abends nicht alleine in einem Hotelzimmer sitzen zu müssen, sondern bei Eva P. mit Familie mit der Wärmflasche und einem heißen Tee mich wohl geborgen zu wissen.

Zwei Wochen lang dachte ich jeden Morgen beim Aufwachen als erstes und später noch mehrmals an den Diebstahl. Ich war antriebsschwach und hatte keine Freude an der Umgebung. - Dazu kommt ein diffuses Schamgefühl! Und Selbstvorwürfe! Und Wut: Was wühlt der Kerl jetzt in meinen persönlichen Sachen herum! Was denkt er wohl, wenn er meine Aufnahmen auf dem USB Stick ansieht. Und Misstrauen anderen Menschen gegenüber... - Am meisten schmerzt im Moment der Verlust der Kamera und des persönlichen Adressbüchleins. - Gott sei Dank habe ich die neuesten Fotos auf Leonies Laptop und glücklicherweise kommt sie bald nach Reyes. - So ganz langsam kann ich das Leben wieder in einem anderen Licht als grau sehen. Die normale Arbeit und die vielen mitfühlenden Menschen hier vor Ort und in der BRD helfen bei der Verarbeitung. Vor allem die Kindergruppe lenkt toll ab.

Die Fahrt nach Tiwanaku am Samstag nach dem Unglücksfreitag verlief glücklicherweise ohne Probleme. Ich hatte ja bewusst mich bei einem Reisebüro für eine Tour angemeldet, damit ich keinen zu großen Stress hatte. Die Ruinen, Statuen, Sonnentore und Mosaike zeugen von einer wahren großartigen Kultur. Im Ort neben den Ausgrabungsstätten besichtigten wir die Kirche, die von den Spaniern mit Steinen von alten Tiwanakutempeln und – mauern gebaut worden war. Dort beeindruckte mich ein Glasmosaik von Christus, der die Züge eines Aymaras, eines Indigenen, trägt. - Heute wurde auf dem Gelände Tiwanakus von hunderten Menschen die Sonnwend- und das Neujahr der Aymaras gefeiert. - Die 18stündige Rückfahrt von La Paz nach Reyes verlief glücklicherweise ohne Zwischenfälle. (Foto 6: der Gesichtsausdruck dieser Steinskulptur aus Tiwanaku – Nachbildung, die ich in La Paz früher schon fotografiert hatte - traf voll meine Stimmungslage nach dem Diebstahl)

Ich habe vor, den Reiseberichtteil aus diesem Schreiben im Rundbrief Nr 4 für die größere Öffentlichkeit noch einmal zu veröffentlichen. Dann mit Fotos, wenn Leonie sie mir bis dahin hoffentlich auf Stick übergeben konnte. Ihr braucht dann also nur noch die Fotos ansehen.

Soviel für heute. Es ist schon lange dunkel. Bei uns im Winter wird es jetzt immer schon um kurz nach 18h15 dunkel, im Sommer hier war das erst so gegen 19h15 der Fall.

Schönen, nicht zu heißen Sommer wünsche ich Euch allen, ein gutes neues Jahr und grüße herzlich

Monika